



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutsche Palästinafahrten : 2. Auf der See und im heiligen Lande.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Als uns vor kurzem ein angesehenener Verlagsbuchhändler persönlich sein neuestes Verlagswerk übergab, blätterten wir es in seiner Gegenwart an, und zufällig fiel uns ein höchst fragwürdig stilisirter Satz in die Augen. „Das Buch ist wohl gut geschrieben?“ fragten wir beiläufig. — „Das weiß ich nicht, ich habe es nicht gelesen.“ — „Was? Nicht gelesen? Und doch gedruckt?“ — „Ja, was denken Sie? Wenn ich alle Bücher lesen sollte, die ich drucke, so hätte ich viel zu thun.“ In diese Kategorie der nicht gelesenen und doch gedruckten Bücher, die einen größern Umfang hat, als das Publicum sich träumen läßt, gehört sicherlich auch der „Meisterschüler“ des Herrn Franz Klein. Wir würden glauben, dem guten Geschmack der Verlags-handlung zu nahe zu treten, wenn wir annehmen wollten, daß es anders sei.



Deutsche Palästinafahrten.*)

2. Auf der See und im heiligen Lande.



egreiflicher Weise wurde die Seereise mit gehobenen Gefühlen angetreten, denen man durch entsprechende Feierlichkeiten Ausdruck verlieh. Man trank die sogenannte Johannisminne, fiel auf die Kniee und sang fromme Lieder. Von einem Franzosen wird ausdrücklich anerkannt, daß die Deutschen sich im Vergleich zu andern Pilgern dadurch auszeichneten, daß sie nicht eitle und lästerliche, sondern gottesfürchtige Gesänge anstimmten. Während der darauf abgehaltenen Messe betete alles inbrünstig um „Stille des Meeres und glückhaften Wind.“ Wessen Seele hätte nun nicht höheren Schwung nehmen und nicht von bester Hoffnung erfüllt sein sollen? Wehte doch neben der Fahne des Patrons und der des heiligen Markus auch das Banner des Papstes und die Pilgerfahne — weiß mit rothem Kreuze — vom Mast herab!

Die Seefahrt, welche gewöhnlich über Parenzo, Rovigno, Pola, Zara, Ragusa, Zante, Modon und Cerigo nach Candia und von da über Rhodus und Cypern ging, ihr Ende aber in Jaffa erreichte, dauerte meist sechs bis acht Wochen und bot dem deutschen Pilger reiche Gelegenheiten, Erfahrungen angenehmer und unangenehmer Art zu sammeln. Gewöhnlich treten sehr bald die Enttäuschungen ein. Einmal stellt sich kurze Zeit nach der Abfahrt heraus, daß das Schiff undicht ist und fortwährendes Pumpen, an dem auch Pilger theilnehmen müssen, nothwendig macht. Die Passagiere verlangen energisch

*) Deutsche Pilgerreisen nach dem heiligen Lande, herausgegeben und erläutert von Reinhold Köhricht und Heinrich Meisner. Berlin, Weidmann, 1880.

Ausbesserung des Schiffskörpers, doch der Patron kümmert sich nicht darum, indem er behauptet, es sei zur Zeit kein passender Hafen in der Nähe. Fortwährend erschallen Klagen über das schlechte Essen, namentlich über das elende Biscotto, das man in Deutschland nicht Schweinen und Hunden vorwerfen würde.

Viele sind mit ihrer Lagerstatt unzufrieden: dem einen ist es zu heiß, dem andern zu schmutzig, ein dritter denkt nur mit Schauern an den üblen Geruch und den dadurch verleiteten Aufenthalt. Ulrich von Mergenthal, der 1476 Herzog Albrecht den Beherzten als Landrentmeister begleitete, berichtet, daß ihnen des Nachts im Schiffsraume „die Klagen über die Mäuler“ gelaufen seien. Außerdem plagte ihn die Angst, daß durch das leichtfertige Umgehen mit dem Lichte Feuer ausbrechen möchte, was ganz entsetzlich sein würde, da alles „eitel Pech“ sei. Weiter ärgert er sich über das Singen und Lärmen der Nachbarn, die sich oft mit Absicht recht bemerkbar machten, um die andern im Schlafe zu stören. Der Aufenthalt auf dem Deck, das am Tage wie zur Nachtzeit als Zufluchtsort galt, war aber auch nicht immer erfreulich. Kaum hatte sich ein jeglicher an „seiner essenden Statt“ niedergelassen, da senkte sich das Schiff gerade auf die Seite, auf welcher sie gemüthlich tafelten. Schnell mußten sie alles zusammenraffen und nach der andern Seite laufen. Da ward ihnen schwindelig, und sie taumelten wie „die vollen Bauern.“ Hatten sie sich des Nachts aus Verzweiflung unter den Mastbaum schlafen gelegt, so wurden sie tapfer naß, und wenn die Galeoten mit ihren Stricken liefen, tanzten sie den Ruhenden auf den Schienbeinen herum. „In Summa, wir hatten wenig Ruhe, und weiß nichts Besseres auffm Schiffe, als die liebe Patientia.“

War während der Fahrt gutes Wetter, so unterhielt man sich, so gut es ging; die bald verschwindende und bald wieder auftauchende Küste gab Gelegenheit zu vielen Gesprächen. Häufig wurden die harmlosen deutschen Pilgersleute von dem als verschlagen, sogar als diebisch bezeichneten Schiffsvolke mit allerhand Lügen bedient, die dann in den einzelnen Pilgerschaften ungefähr in gleicher Gestalt immer wieder auftauchen. So gilt es allen als unumstößlich richtig, daß derjenige, der in Candia von einem Weibsbilde gebissen, gekrazt oder geküßt werde, sterben müsse.

Aber nicht nur durch Gespräche, auch durch Kartenspiel, geistliche Uebungen oder Handel vertrieb man sich die Zeit. Freilich gab es dabei manchmal Zant und Schlägerei. Waren doch Leute von verschiedener Nationalität und von verschiedenem Stande hant durcheinander gewürfelt, und gezwungen, einige Wochen zusammen zu leben. Am unverträglichsten waren dem gewöhnlichen Urtheil zufolge die Niederländer, die oft als roh und trunksüchtig geschildert werden.

Am ehesten herrschte wohl noch dann Einigkeit, wenn Corsaren oder ein Sturm drohte, den man euphemistisch „Fortuna“ nannte. Alle möglichen Mittel wurden versucht, um ein herannahendes Unwetter zu verschrecken, ein sich aus-

tobendes zu besänftigen. Man fiel auf die Kniee, sang und betete laut; ja der Patron und das Schiffsvolk suchten wohl auch durch gräßliches Fluchen und Wetteren die Gefahr zu bannen. Bisweilen wurde der Versuch gemacht, das Gewitter durch Kanonenschüsse zu zerstreuen. Half dieses nichts, so wurde an Bord revidirt, ob etwa jemand verbotener Weise Reliquien (auf der Rückfahrt Jordanwasser) bei sich führe. Dann und wann wurde auch, gegen den Wortlaut des Contractes, die in einem Kasten verwahrte Leiche eines während der Fahrt gestorbenen Pilgers dem Meere übergeben. Da steckte man Zettel und Geld in die Truhe und senkte sie zur größten Trauer der Mitbrüder ins Meer, in der Hoffnung, daß Gott den armen toden Pilgersmann nach einem christlichen Lande gelangen lassen werde. Verschlugen alle solche Mittel nichts, so drangen Patron und Galeoten wohl in die Pilger und baten sie, neue Wallfahrten nach Loreto oder nach San Sago zu geloben. Da diese Gelübde gewöhnlich erst dann abgelegt wurden, wenn das Unwetter den höchsten Gipfel erreicht hatte, so war es meist der Fall, daß es dann gerade schwächer wurde; daß auf solche Weise der Aberglaube lebhaft gefördert wurde, ist erklärlich. Drohten die Wetter nur von fern, so begrüßte man als ein gutes Zeichen das St. Elmsfeuer, den lieben Herrn St. Hellmuß, wie er gelegentlich genannt wird.

Angenehmere Unterbrechung als solche „Fortuna“ bot den Reisenden das Einlaufen in einen Hafen. Das meiste Interesse unter allen Plätzen erregten Rhodus und Cypern. Während es in Rhodus die großartigen Bauten der Johanniter waren, die Stoff zur Bewunderung gaben, reizten in Cypern die herrliche Landschaft, die wundervollen Früchte, der gute Wein. Die Schilderungen über Rhodus weilen mit Behagen bei der Ausmalung der Leiden, welche die gefangenen Türken, die wie die Schweine in ihren Schlafräumen aufgeschichtet wurden, zu erdulden hatten. Die starken Befestigungen der Stadt, die Einkünfte und Ausgaben, sowie die gesammten innern Einrichtungen des Ordens werden genau beschrieben. Wir erhalten ferner hier die — vielleicht älteste — Erzählung über den Heldenkampf des Ritters Dieudonné von Gozan mit dem Drachen.

An dieser Stelle sei ein höchst interessanter Bericht herausgehoben, den uns der schon früher genannte Dietrich von Schachten über die Einrichtung des Hospitals zu Rhodus giebt. „Rhodus — schreibt er — hat ein hübsches, löbliches Spital, stattlich und köstlich erbauet, auch wohl gezieret, das alle Jahre 10 000 Dukaten Aufwand erfordert, der den armen Leuten zu gute kommt. In demselben Spital ist die Ordnung, daß ein jeglicher kranker Mensch, er sei arm oder reich, fremd oder einheimisch, der es begehrt, sein eignes Bett mit köstlichem Umhang hat, wie ein Gezelt, mit seiner guten Decke und reinen Leilachen. In demselbigen Spital sind vier Aerzte, die verpflichtet sind, allen, die im Spital sind, aufzuwarten. Alle Tage müssen zwei von ihnen im ganzen Spital umhergehen und einen nach dem andern besuchen. Wo es nothwendig

ist, müssen zwei Leibärzte und zwei Wundärzte kommen und verordnen, was man ihnen zu essen geben soll. Zur Essenszeit muß ein „Sanct Johannis Herr“ vor dem Essen, das man einem Jeglichen bringt, mit seinem Stocke gehen und es einem jeden Kranken selbst geben, gerade wie man es an dem Hofe eines großen Fürsten thut. Außerdem haben sie ihren köstlichen Trank von Zuckerwasser und Wein, auch andern Trank, je nachdem die Aerzte verordnen. Nachmittags machen diese noch einen Besuch, und dann giebt man jedem noch einen grünen Ingwer zu essen oder Latwerge oder sonst etwas, was man in Deutschland Gumpost nennt. Dann giebt man ihnen einen Trank mit Zuckara Rosato, das giebt dem Menschen gute Kraft. Und vier Knechte sind bei den Kranken, die da Wacht thun müssen, wo es noth ist; einem das Bett machen, ihn heben und umherführen, wie es der Menschen Art und Gewohnheit ist, die viel und mancherlei Anfechtungen und Unruhe haben. Wenn auch kein anderes gutes Werk in Rhodus geschähe, als dieses, so verdienen sie dennoch allen Dank. So hat man auch für einen jeden Kranken sein Silbergeschirr, Schlüssel und Löffel, desgleichen eine silberne Schale, was doch recht hübsch ist. An den vier hohen Festtagen gießt man den Kranken das Wasser aus silberner Kanne auf die Hände, während sie an andern Tagen schlicht Messing haben.“ Der Silberschatz der Rhodiser im Spital war damals an 16 000 Dukaten werth.

Ebenso häufig und ausführlich wie von Rhodus wird auch von Cypren erzählt. Die Städte und ihre Bewohner, die Johannesbrothbaumwälder, die großen Salzlager, die Erinnerungen an die heilige Katharina und die Zeiten des cyprischen Königreichs — alles dies zieht die Pilger an. Höchst erschreckt werden die guten Deutschen durch die häufigen Erdbeben, die „fast geräuschlich“ sind. Als Dietrich von Schachten auf Cypren war, zerstörte es fast ganz Nikosia, und unter andern Gebäuden auch die Hauptkirche, hinter deren Altar eine Gruft zu Tage kam, in der ein König im vollen Schmucke und noch ganz „frisch“ lag.

Auf beiden Inseln war das Klima und die Verlockung, den feurigen Wein ungemischt zu trinken (während in verschiedenen Instructionen gerathen wird, ein Maß Wein in vier Maß Wasser zu gießen), den Deutschen höchst gefährlich. Viele sind heftig erkrankt, und so mancher hat dort sein Grab gefunden. Oft war Krankheit oder Tod auch auf den andern Diätfehler zurückzuführen, daß man zu kalt trank und zu viel Früchte aß. Sehr naiv erzählt uns dies ein Gedicht Hans Schneiders, der die vom Herzog Christoph von Baiern 1493 unternommene Pilgerfahrt beschrieben hat:

. . . herezog cristof wol getan
 Ain grosen lust hat zu milon,
 Das ist in teüsch erd oppfel genent,
 Ain pot kam pald dar mit gerent,
 Mein her as sein sucht dar an,
 Des geleichon her marx adolman,

Und drunken wasser auch dar zu;
 Dar von so heftens nimer ru
 Und wurden baid ains tags krank
 Von milon und vom wassertranck. . . .
 Mit noeten grif er in die zig,
 Der tot bestrit und gwan den sig.
 Gut zaichen gab er und urkund,
 Biss im die seel gieng von dem mund.

Von Cypern aus kam das Schiff bald in Sicht des heiligen Landes, das mit großer Begeisterung begrüßt wurde. Felix Fabri, ein Predigermönch aus Ulm, überliefert den Anfang eines bei solcher Gelegenheit gesungenen Pilgerliedes in deutscher Zunge:

Stand uff ir guten pilgrin, gend mir daz botten brot,
 Das hailig land das sich ich, nach dem ir hond gross not,
 Es schind der her mit claren glast
 Heller, denn das tageslicht,
 Das schiff eylt dar gar fast.

Doch auch hier im heiligen Lande waren die Stunden christlicher Erbauung stark mit bitteren Enttäuschungen gemischt. Die entwürdigende Behandlung von seiten der türkischen Beamten und der Leute aus dem Volke, die fortwährende Presserei durch die dort anwesenden Juden und selbst durch die Christen erzeugte eine böse Stimmung, so daß manch einer am Schluß seiner schriftlichen Mittheilungen durchblicken läßt, daß er lieber zu Hause geblieben wäre.

Schon der Empfang in Saffa war schlimm. Nach endlosen Unterhandlungen, bei denen es meist auf Geldzahlen hinauslief, ließ man die Pilger landen. Ehe sie sich jedoch auf die eigentliche Wallfahrt begeben durften, sperrte man sie in zwei schmutzige Gewölbe, forderte genaue Angabe der Namen und stellte ihnen nur gegen hohes Entgelt Pässe aus. Manchmal kamen sie auch durch Geschenke an Sachen zum Ziele, und zwar hören wir, daß man am meisten durch rothe Hofennestel erreichte. Wir übergehen alle die Blackereien in Saffa und folgen den Pilgern nach Ramlah, wo ihnen der Guardian von Jerusalem eine eindringliche Predigt über ihr Verhalten während der Wallfahrt in Palästina hielt. Einige Punkte daraus mögen hier hervorgehoben sein. Es war streng verboten, ohne türkischen Führer zu gehen, über türkische Gräber hinwegzulaufen, Stücke vom heiligen Grabe abzuschlagen, Mauern und Wände durch Anschreiben von Namen oder Annalen von Wappen zu beschmutzen, mit Türken zu reden, zu scherzen oder zu lachen. Man sollte kein Weib ansehen und keinem auf den Wink folgen, keinem Türken Wein geben und selbst keinen offen trinken. Immer sollte auf demselben Esel geritten werden, nie auf einem Pferde. Weder Waffen noch weiße Tücher auf dem Kopf sollten getragen werden. Keiner sollte seinen Namen und Stand oder den eines andern verrathen. Namentlich aber sollte man mit keinem Türken handeln und keinem Türken trauen. (!) Nach

solchen erbaulichen Mahnungen brach man nach Jerusalem auf, das mit „zählenden Augen“ begrüßt wurde.

Wir können hier die Pilger weder auf ihren Processionen in Jerusalem noch auf ihren weiteren Reisen in Palästina, Syrien oder Aegypten begleiten. Nur die Schilderung eines türkischen Bades wollen wir noch geben, das der Ritter Conrad Grünenberg aus Konstanz im Jahre 1486 in der heiligen Stadt vorfand. Er erzählt: „Item darnach sagte zu mir mein gnädiger Graf Siegmund von Lupffen, ob ich mit ihm zu Jerusalem in das Bad gehen wollte. Ich sagte ja, und also gingen wir mit einander, nahmen mit uns einen Judenjungen, der sowohl deutsch als heidnisch konnte und nahmen kein Geleit. Und als wir hinkamen, so sitzt neben der Thür auf einem Gestühl etliche Stufen hoch ein Heide mit einer großen Hülle und einer langen weißen Schaub. Der Jude führte uns in ein Gewölbe, welches mit einem Strohsack bedeckt war, auf welcher ein schöner Teppich lag. Wir setzten uns darauf, zogen uns aus und freuten uns über das lustige und herrliche Wesen, sahen im obersten Gewölbe ein großes rundes Loch, das diesem Saal Tag gab; und grad darunter stand mitten drin ein zierlicher Brunnentrog von gefärbtem Marmelstein. In diesem stand eine herrliche steinerne Säule, die zwei Röhren mit Mäulern hatte, aus denen ein starker Strom klaren Wassers lief. Die Wände im Saal waren mit viel heidnischer Schrift bedeckt; ich fragte den Juden, was solcher Schrift Meinung wäre, und er sagte, es wäre Lob Gottes. Der Jude saß auf unseren Kleidern, um sie zu hüten; also gingen wir nackend gar einen krummen Weg in das Bad. Und als wir also hinein kamen, besahen wir die Gewölbe. Da war in der Mitte des großen mittleren Gewölbes ein Loch, das war mit einem kleinen Gewölbe überzogen, das wieder von kleinen runden Löchern durchbrochen war. Dahinein waren kleine Glascheiben aller Farben gesetzt, was ein sehr hübsches Licht gab. Da waren auch vier Gewölblein; in zweien standen zwei zimmerne Kessel, in welche man aus zwei Messinghähnen warmes und kaltes Wasser lassen konnte. Dabei standen zwei Geschirre voll brauner und weißer Seife und sonst mancherlei Arten von Becken. Diese Geschirre waren alle mit heidnischer Schrift durchgraben und glänzten so lustig, als wenn sie neu wären. Der Estrich war mit bunten Marmorplatten bedeckt, darüber aber lagen dünne Bretter von Cedern- und Cypressenholz, auf denen man kühl ging. Wenn einer auf den Estrich ging, verbrannte er sich die Füße, da von unten geheizt wurde. Zum Bade gehörten zwei Heiden, welche unser sehr gut pflegten. Zuerst nahmen sie Eier, schlugen sie klar und legten Hanf hinein. Dann rieben sie uns, die wir auf dem Rücken lagen, die Brust mit dem Schaum tüchtig ein. Hierauf nahmen sie Seife und strichen uns damit den ganzen Leib ein und ließen uns eine Weile liegen. Nachher rieben sie uns mit einem Handschuh, der voll rauher Knöpfe war, gar tüchtig, worauf uns Haut und Leib gewaschen wurden. Sollich ihr badpfläg macht an inn vil sältamer bossen und gebärden, also

dass min her und ich dick musten ir lachen. Mein gnädiger Herr sagte, wir wären wohl zu Haus, und nahmen unsere Hemden und wuschen sie, denn sie waren schwarz und wimmelten von Ungeziefer. Indem öffnete sich die Thür und Heiden stürzten herein, hoben ihre Fäuste gegen uns, blickten grimmig auf uns und riefen zornig: Undar, undar, marfus roch roch! das hieß soviel als: „Ihr schändesten, bösesten Menschen, hebt Euch von dannen, oder Euch werden tüchtige Schläge bereitet.“ Wir erhoben uns sehr bald und fanden unsern Juden weinend auf unsern Kleidern sitzen, denn die Heiden hatten ihm sein Haar herausgerissen und ihn geschlagen, daß ihm Mund und Nase bluteten; auch hatten sie ihm zwei Münzen genommen, die wir ihm zum Aufheben gegeben hatten, da wir damit das Badgeld bezahlen wollten. Sie hatten dem Juden auch unsere Kleider genommen und nach Geld untersucht, doch nichts gefunden, da wir es unsern Knechten übergeben hatten. Der Jude sagte auch noch, daß ihm der Badmeister das Geld genommen hätte. Auf die Frage, ob er damit zufrieden sei, wenn er es als Badgeld behalte, antwortete er: Ja. Wir aber gingen eilends nach dem Haus, wo unsere Brüder lagen; die heidnischen Buben liefen uns nach und warfen uns mit Steinen.“

Hatte nach vielen Fährlichkeiten der Pilger alles gesehen, was sein Herz erstrebt hatte, so bestieg er sein Schiff und fuhr denselben Weg, den er gekommen, nach Venedig zurück; Unglück auf der Fahrt führte den Reisenden bisweilen nach einer andern Gegend, aber selten wurde durch eignen Willen eine andre Route gewählt. So besuchte der schon oben erwähnte Felix Fabri Sicilien und ganz Italien, ehe er über die Alpen nach Hause reiste. Er macht dabei über den Aetna eine Bemerkung, die recht deutlich den Kampf der beiden sich damals gegenüberstehenden Weltanschauungen ausdrückt: Hinter der Stadt Catania, sagt er, ist der grausamliche Berg Aetna, der hat zu oberst auf der Spitze zwei Schlünde, zwei große Löcher, aus denen zu Zeiten große Feuerflammen stieben. Ehe das anfangen will, entsteht ein Gemurmel und ein Getöse in dem Berg, dann schlägt es heraus und läuft wie ein Wasser herab und verdirbt alles, was es ergreift. Man meint, die Hölle sei unter dem Berg und die Löcher seien der hell rochlöcher; aber die natirlichen maister sagent anders darvon, das lass ich sin. Man sieht, die Zeit ist nicht mehr fern, wo an Stelle des religiös gestimmten Reisenden der „natürliche Meister“ in ferne Länder zieht, nicht um zu beten und sich zu kasteien, sondern um seine, der Mit- und Nachwelt Kenntnisse zu vermehren.

Höchst lehrreich ist in dieser Beziehung die reichhaltige Bibliographie in Köhrichs Buche, die alle bis 1876 erschienenen Berichte über Palästinareisen aufführt. Die wissenschaftlichen Interessen überwiegen, und nicht ohne Stolz durchblättert der Deutsche diesen Katalog, in dem so mancher berühmte Landsmann neben Schriftstellern aus allen Culturvölkern Europas genannt ist.